

Serbien



Stau. Auf der dreispurigen Tangente der Autoput durch Belgrad ist gerade Rush-Hour. Wer durch die Fenster des Busses schaut, passiert den Genex-Turm und graue, verbrauchte Betonbauten, die an die Zeiten des Kommunismus erinnern. Neu sind hingegen die Hinweisschilder, die am Straßenrand in regelmäßigen Abständen auf einen Ort verweisen, der sich „Belgrade Waterfront“ nennt. Wer dann die Save in Richtung Südosten überquert, erkennt die Grundzüge dieses neuen Stadtteils, den die New York Times unlängst das „Dubai des Balkans“ nannte: Rohbauten, Gerüste, Kräne bis an den Horizont. In der Stadt malen bunte Plakate das Bild eines modernen, ganz neuen Belgrad, das hier entstehen soll – mit dem 180 Meter hohen Kula Beograd im Zentrum, dem neuen „Wahrzeichen“ der Stadt.

Die Bewohner der Stadt warten schon lange auf etwas Neues. Im Zentrum mahnen immer noch Ruinen wie jene des ehemaligen jugoslawischen „Generalstabs“ an die alten, nicht so guten Zeiten. Das zehnstöckige Gebäude ist eine der letzten unberührten Narben, die in Belgrad vom Bombenangriff der NATO im Kosovokrieg 1999 geblieben sind. Die „Waterfront“ soll ein Zeichen für einen Neuanfang sein.

Das Unternehmen „Eagle Hills“ mit Sitz in Abu Dhabi will drei Milliarden Euro investieren, um Belgrad zum neuen touristischen Zentrum des Balkans zu machen. Durch ein Sondergesetz des serbischen Parlaments wurde der Bau des „Super-Viertels“, das sich über eine Fläche von 1,8 Millionen Quadratkilometern erstrecken soll, genehmigt. Doch weder Stadtplaner noch Architekten und Juristen sind davon überzeugt. Sie kritisieren die Zwangsräumungen, glauben, dass hier ein Viertel für die Superreichen entstehe, vermuten Korruption und haben ihren Protest auch im Rahmen der NGO *Ne Davimo Beograd* (Lassen wir Belgrad nicht untergehen) auf die Straße getragen.

Politischer ist zuletzt etwas in Bewegung geraten. Trotz großen Widerstandes der serbisch-orthodoxen Kirche, kam es 2017 zu einer Premiere in der Landespolitik. Aleksander Vučić, der zum Präsidenten avancierte starke Mann Serbiens, erkor die parteilose Ana Brnabić zu seiner Nachfolgerin als Regierungschefin. Grund für die Ablehnung von Brnabić durch die einflussreichste Kirche des Landes war Milica Đurđić, ihres Zeichens Lebensgefährtin der neuen Premierministerin. Erstmals eine Frau an der Spitze des konservativen Landes, noch dazu eine lesbische, bedeutete einen großer Schritt für einen Staat, dessen Bevölkerung laut einem Artikel von The Guardian zu 78% der Meinung ist, dass Homosexualität nicht öffentlich zur Schau gestellt werden sollte. — FIN

Das Sremski Front Memorial an der kroatisch-serbischen Grenze ist eines von hundert Denkmalern, mit denen in Jugoslawien an den Zweiten Weltkrieg und die Heldentaten der Partisanen erinnert wurde.

Wer von Zagreb kommend auf der Autobahn, der früheren „Straße der Brüderlichkeit und Einheit“, in Richtung Belgrad fährt, wird gleich nach dem kroatisch-serbischen Grenzübergang nahe der Gemeinde Šid auf das Mahnmal zur „Sremski Front“ hingewiesen. Eine Pappelallee markiert den Eingang zum weitläufigen Gedenkstättenkomplex, der grüne Rasen, die Zypressen, die roten Ziegelmauern mit den Namen der gefallenen Soldaten heben sich frisch von den sommerlich ausgedörrten Feldern der Umgebung ab. Das rondeau-förmige Museum im Zentrum der Anlage mit seinem kreisförmig ausgeschnitten Dach dient einem Schwarm Schwalben als Nistplatz. Zu sehen ist Kriegsgerät der Nazis und der kroatischen Ustascha, außerdem eine gruselige Gips-Kriegslandschaft des Bildhauers Jovan Soldatović, die auch schon bessere Zeiten erlebt hat.

Die Gedenkstätte „Sremski Front“ erinnert an einen der blutigsten Schauplätze des Zweiten Weltkriegs. Mehr als 13.000 Soldaten, jugoslawische Partisanen, Soldaten der Roten Armee und bulgarischer Einheiten ließen hier 1944 im Kampf gegen die Heeresgruppe E der deutschen Wehrmacht, die sich aus Griechenland absetzte, ihr Leben.

Orte wie das Mahnmal der „Syrmschen Front“ gibt es unzählige in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens. Um der Million jugoslawischer Kriegsoffer zu gedenken und um nach Kriegsende die Neugründung des Landes als sozialistischen Staat zu feiern, ließ Titos kommunistisches Regime zwischen 1950 und 1990 im ganzen Land monumentale Denkmäler, sogenannte „Spomeniks“, errichten. Die genaue Zahl der Denkmäler ist nicht

bekannt, Schätzungen reichen von einigen Hundert bis hin zu tausend. Bei vielen „Spomeniks“ fällt vor allem die modernistische bis bizarre Architektur auf: Manche ähneln Raumschiffen, andere wirken auf den ersten Blick wie willkürlich durcheinandergewürfelte Betonklötze.

Nach dem Zerfall Jugoslawiens in der ersten Hälfte der 1990er-Jahre wollten viele Menschen nichts mehr mit dem Erbe des kommunistischen Staates zu tun haben. Viele Denkmäler wurden zerstört, andere dem Verfall preisgegeben. Dadurch gerieten die Monumente allmählich in Vergessenheit. Erst 2016 rief der US-Biologe Donald Niebyl die abstrakten Denkmäler einer größeren Öffentlichkeit wieder in Erinnerung. Auf Reisen durch die ehemaligen jugoslawischen Staaten sammelt er regelmäßig Bilder und historische Hintergrundinformationen zu ausgewählten „Spomeniks“. Das sich stetig erweiternde Archiv zur jugoslawischen Vergangenheit – darunter auch die Gedenkstätte „Sremski Front“ – publiziert er auf der Website *Spomenik Database*. 2018 veröffentlichte Niebyl auch ein Buch.

Ein Großteil der Monumente, die Niebyl bisher dokumentierte, liegt im heutigen Serbien. Während viele Denkmäler in anderen jugoslawischen Nachfolgestaaten komplett verfallen sind oder schwere mutwillige Beschädigungen aufweisen, befinden sich viele der serbischen „Spomeniks“, laut Niebys Aufzeichnungen, in einem guten Zustand. Auch die „Sremski Front“, die erst im Jahr 1988 erbaut, drei Jahre später im Jugoslawienkrieg beschädigt und danach wieder restauriert wurde, ist gut erhalten. Jedes Jahr am 12. April finden hier Gedenkfeiern statt, Minister legen Plastikkränze ab, die dann im Sommer verbleichen. An einer der Mauern steht der alte Slogan der Jugo-Partisanen in goldener Schreibschrift: „Tod dem Faschismus – Freiheit dem Volke“. Doch wenn man den Museumswärter, einen Historiker, fragt, wessen hier heute gedacht würde, antwortet er: „Der Ort bezeichnet eine serbische Tragödie.“ Dass es eigentlich keine serbische, sondern eine jugoslawische, eine europäische war, scheint in Vergessenheit geraten zu sein. — FIN

Eine jugoslawische Tragödie